


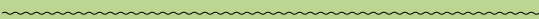
Deutsche Schillerstiftung von 1859

A series of approximately 18 horizontal wavy lines in a light green color, stacked vertically on the left side of the page.

VERLEIHUNG DER
EHRENGABEN

A single horizontal wavy line in a light green color, positioned below the main title.

2022

A single horizontal wavy line in a light green color, positioned below the year.

Die Deutsche Schillerstiftung von 1859

Gegründet 1859 mit dem Zweck, unverschuldet in Not geratene Schriftsteller und ihre bedürftigen Familien zu unterstützen, sieht die Deutsche Schillerstiftung von 1859 ihre Aufgabe heute in der Förderung und Unterstützung deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind. Diese erfolgt durch die Verleihung von Ehrengaben und den unregelmäßig verliehenen »Schiller-Ring«.

Dr. Manfred Jahrmarkt-Stiftung

Die in der Trägerschaft der Deutschen Schillerstiftung von 1859 errichtete, unselbstständige Stiftung wurde 1997 von dem Autor und Verleger Dr. Manfred Jahrmarkt gegründet, um deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu unterstützen, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind.

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung wurde im Jahr 2008 von Dr. Alfredo Guzzoni unter dem Dach der Deutschen Schillerstiftung ins Leben gerufen. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Kunst und Kultur auf dem Gebiet der deutschsprachigen Lyrik. Der Preis zeichnet ausschließlich durch ihre künstlerische Leistung hervorgetretene Lyrikerinnen aus.

Die Kester-Haeusler-Stiftung

Die gemeinnützige Kester-Haeusler-Stiftung mit Sitz in Fürstenfeldbruck/München fördert selbstsatzungsgemäß Wissenschaft, Forschung und Kultur. Sie wurde 1988 zur Erinnerung an Generalmajor Caspar Haeusler (Mitglied des Reichstages 1907-1918) und dessen Ehefrau Therese, geb. Kester, von den Töchtern Gabriele und Mirjam Haeusler ins Leben gerufen. Mit der Dotierung einer Ehrengabe unterstreicht die Kester-Haeusler-Stiftung ihr breites kulturelles Engagement, insbesondere zur Förderung der deutschsprachigen Literatur.

INHALTSVERZEICHNIS

2022

Verleihung der Ehrengaben der

DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859
an Julia Schoch

LAUDATIO	Hubert Spiegel	~~~~~	4
TEXT	Julia Schoch		
	Aus: Das Vorkommnis. Biographie einer Frau	~~~~~	8

DR. MANFRED JAHRMARKT-STIFTUNG
an Eva Schmidt

LAUDATIO	Antje Weber	~~~~~	12
TEXT	Eva Schmidt		
	Der blaue Koffer	~~~~~	18

KESTER-HAEUSLER-STIFTUNG
an Jan Kuhlbrodt

LAUDATIO	Dinçer Güçyeter	~~~~~	22
TEXT	Jan Kuhlbrodt		
	Aus: Die Rückkehr der Tiere	~~~~~	26

Verleihung des Förderpreises der

ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG
an Ambra Durante

LAUDATIO	Daniela Danz	~~~~~	32
TEXT	Ambra Durante		
	Aus: Black Box Blues	~~~~~	36

~~~~~

2022

---

Verleihung der Ehrengabe der  
DEUTSCHEN SCHILLERSTIFTUNG VON 1859  
an Julia Schoch

---

# LAUDATIO

auf

JULIA SCHOCH

---

---

Julia Schoch wurde 1974 in Bad Saarow geboren. Sie studierte Germanistik und Romanistik in Potsdam, Montpellier und Bukarest und lehrte französische Literatur an der Universität Potsdam. Seit 2003 ist sie freiberufliche Autorin und Übersetzerin. Sie lebt mit ihrer Familie in Potsdam. 2001 wurde ihr erster Erzählband *Der Körper des Salamanders* bei Piper publiziert. Zu ihren Romane gehören die Titel *Schöne Seelen und Komplizen* (2018) und *Fontaneske* (2019) sowie *Das Vorkommnis. Biographie einer Frau* (2022). Im Jahr 2020 wurde ihr Theaterstück *Die Jury tagt* im Hans-Otto-Theater Potsdam uraufgeführt. Sie erhielt im Jahr 2010 den André-Gide Preis der DVA-Stiftung für deutsch-französische Literaturübersetzungen, 2013 wurde sie mit dem Kunst-Förderpreis des Landes Brandenburg ausgezeichnet.

---

HUBERT SPIEGEL

---

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
sehr geehrte Julia Schoch,

Beginnen wir mit einem kleinen Rätsel. Was ist das?

»Wie von Geisterhand geführt, finden sich jeden Morgen und Abend dieselben Menschen in derselben Wohnung ein. Man trifft sich zu verschiedenen Mahlzeiten, jeder in seine Träume und Gedanken vertieft, morgens verschwinden alle in irgendeine Art von Anstalt oder Institution, abends tauscht man sich über Erlebnisse des Tages aus und sucht seine zugewiesenen Schlafplätze auf, man sieht sich gelegentlich nackt, in den Ferien steigen alle in ein Auto, den Zug oder ein Flugzeug und reisen gemeinsam an einen vorher festgelegten Ort.«

Ja, was ist das? Das ist Julia Schochs Definition einer Familie, formuliert von der Ich-Erzählerin ihres jüngsten Buches mit dem Titel *Das Vorkommnis. Biographie einer Frau*. Es ist eine zweifache Mutter, die hier spricht, und selbst wenn wir weiter nichts wüssten über diese Frau und nur diese Zeilen aus ihrem Mund hören würden, hätten wir doch sofort einen Verdacht: Hier stimmt was nicht.

Und tatsächlich beschreibt Julia Schoch, wie ein Leben aus den Fugen gerät. Oder wie es sich anfühlt, wenn man feststellen muss, dass da nie Fugen waren. Oder höchstens in der Einbildung. Familie ist Fiktion, schreibt Julia Schoch. Und ziemlich genau in der Mitte des Buches heißt es: »Das hier ist nicht die Geschichte meiner Familie. Die Geschichte meiner Familie gibt es nicht. Es gibt nur die Geschichte einer Verwirrung«.

Auslöser dieser Verwirrung ist das plötzliche Auftauchen einer Halbschwester, deren Existenz in der Familie nicht unbekannt war, aber jahrzehntelang verdrängt wurde. Vater, Mutter, zwei Schwestern, das ist die Kernfamilie, die längst entkernt ist: Als die fremde

Halbschwester auftaucht, leben die Eltern getrennt voneinander, die Schwestern haben sich auseinandergelebt, untergründig rumort ein alter Groll zwischen den beiden. Nun taucht die Halbschwester auf. Sie ist das »Vorkommnis«, von dem der Titel spricht. Nicht ein Ereignis, nicht ein Schock, nicht die ungeheure Begebenheit der Novelle, sondern all das zusammen, ein verhängnishaftes Geschehen, das – ist es erst einmal in Gang geraten – nicht mehr aufzuhalten ist. Da schwingt ein Hauch von antiker Tragödie mit. Aber eben nur ein Hauch. Julia Schoch dramatisiert nicht, was ihrer Ich-Erzählerin nun nach und nach widerfährt, sie seziert es. Mit Geduld und großer Genauigkeit. Die Ich-Erzählerin setzt sich mit der Vergangenheit auseinander und stellt Fragen. Ihre Schwester bleibt bei der alten Strategie: Sie macht den Deckel zu und will von der Halbschwester nichts wissen.

Auch dieses Verhalten wird analysiert. Julia Schochs Ich-Erzählerin ist eine große Grüblerin. Sie grübelt sich geradezu in einen Abgrund hinein. Erst wird sie aufmerksam, durchlässig für eigene wie für fremde Empfindungen. Dann wird sie unsicher und schließlich misstrauisch bis an die Grenzen der Paranoia.

Im Laufe einer ihrer Grübeleien erinnert sie sich an ein Spiel, das sie als Kind gern mit ihrer älteren Schwester gespielt hat. Sie haben sich gefragt, warum die Dinge heißen wie sie heißen und nicht ganz andere Bezeichnungen tragen. Warum heißt ein Tisch Tisch und nicht Knirf? Dann haben sie einen Begriff so lange wiederholt, bis er ihnen geradezu sinnlos erschien »und nur noch ein Geräusch war«. Ich habe dieses Spiel als Kind auch gespielt, oft sogar. Es hat mir immer Spaß gemacht, obwohl ich nie hätte sagen können, warum eigentlich. Ich fand es aber auch leicht beunruhigend. Wenn das Wort Tisch einem im Mund zerfallen konnte, war der Tisch, an dem man gerade saß, womöglich auch nicht so stabil, wie es den Anschein hatte. Für Julia Schochs namenlose Ich-Erzählerin, die übrigens Schriftstellerin ist, ist auch »Familie« ein solches Wort, ein leck geschlagenes Gefäß, aus dem allmählich Sinn und Bedeutung rinnen. Anders ausgedrückt: der Vater, die Mutter, die Schwester, der Ehemann, sogar die eigenen Kinder: alles modrige Pilze, um es mit Hofmannsthals Chandos-Brief zu sagen.

Der Zweifel, der sich hier zeigt, ist existentiell im wahrsten Sinn des Wortes, denn er erfasst ein ganzes Leben, und bezieht sich auf Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft. Entfremdung ist ein fast zu schwaches Wort, Dissoziation, ein Begriff aus der Psychologie, trifft es schon eher. Auf wunderbar beiläufige Weise fügt Juli Schoch hier ein ganzes Themenspektrum zusammen, Identität, Erinnerung,

Vertrauen, Verantwortung, weibliche Selbstbestimmung und noch manches andere mehr. Auch Herkunft spielt eine große Rolle, in mehrfachem Sinn sogar. Denn als wichtiger Bezugspunkt taucht immer wieder die DDR auf, die vielleicht auch eine nur Fiktion war. Wie die Familie.

Julia Schoch führt praktisch aus, was sie im Buch selbst theoretisch einmal mit folgenden Worten postuliert: »Schreiben bedeutet, Einzelteile aufeinander zufliegen zu lassen, damit sie sich zusammenschieben und in der richtigen Weise überlagern, wie bei einem 3D-Puzzle, das plötzlich einen Körper im Raum ergibt.«

Damit die Autorin die Einzelteile aufeinander zufliegen lassen kann, muss sie natürlich zuvor eine andere Kraft auseinander getrieben haben. Aber für Entropie, Zerstörung, Disharmonie und Dissens ist ja in der Regel bestens gesorgt.

Werfen wir zum Schluss noch kurz einen Blick auf einige literarische Einzelteile von Julia Schochs jüngstem Buch, das, wenn ich da richtig informiert bin, den Auftakt einer Trilogie bildet. Ich will jetzt nicht von Intertextualität oder dem Genre der Autofiktion sprechen, obwohl auch das natürlich sehr interessant und lohnenswert wäre. Drei Mal macht Julia Schoch, die auch als Übersetzerin tätig ist, einen expliziten literarischen Verweis. Zuerst auf *Schau heimwärts*, *Engel* von Thomas Wolfe. Dann, in einem Atemzug, auf Umberto Eco und Stendhal. Und schließlich auf Lewis Carroll und *Alice im Wunderland*. Und da habe ich beim Lesen doch gestutzt. Wieso denn jetzt Alice? Dass passt doch gar nicht!

Aber es passt eben doch. Je berühmter die Bücher sind, desto weniger wissen wir oft von ihnen. Anwesende natürlich ausgenommen. *Alice im Wunderland* beginnt nämlich damit, dass zwei Schwestern beieinander sitzen, von denen die eine liest und die andere sich langweilt. Dann kommt das Kaninchen, das sprechen kann und eine Taschenuhr hat, auf die es schaut. Die eine Schwester wird neugierig, springt auf und läuft dem Kaninchen hinterher. Die andere Schwester aber bleibt sitzen. Man hat nie wieder von ihr gehört.

Die Parallele zu Julia Schochs Buch ist also offensichtlich. Doch ein Punkt bleibt dunkel. Was ist das Wunderland? Ist es die Erinnerung, die Fiktion? Oder etwas ganz anderes? Das dürfen Sie mich nicht fragen. Fragen Sie Lewis Carroll. Oder noch besser: Fragen Sie Julia Schoch, der ich hiermit herzlich zur Ehrengabe der Schillerstiftung gratuliere.

---

## JULIA SCHOCH

---

Aus: Das Vorkommnis

---

Trotzdem oder gerade deshalb habe ich dem Vergessen immer große Sympathien entgegengebracht. Ich glaube, ich hatte viel übrig für das Schweigen. Jahrelang, vielleicht bis zu dem Tag, an dem ich angefangen habe, über all das ein Buch zu schreiben, hatte ich viel übrig für die Vorstellung: Man schläft ein, und beim Aufwachen sind sämtliche Probleme gelöst.

Ich erinnere mich an die bleierne Müdigkeit, die mich in Bowling Green oft schon morgens erfasste und die ich anfangs auf den Jetlag oder auf das Baby schob. (Das fast immer ernste Baby. Sorgenvoll, ja bedrückt schaute es umher. Nur ganz selten zeigte es den Anflug eines Lächelns. Als wollte es sich die überbordenden Gefühle aufsparen, für eine andere Zeit, andere Personen, *eine andere Mutter*.) Erst jetzt ist mir der Zusammenhang zwischen meinem

Schlafbedürfnis und einer Anekdote in den Sinn gekommen, die mir meine Mutter auf dem Weg zum Stroh Center erzählte, einer Sportarena, in der wir dem öffentlichen Auswahlverfahren für die Cheerleader zuschauen wollten. Meine Mutter erzählte die Anekdote ganz beiläufig. Eher amüsiert als betroffen von den Zuständen und Gepflogenheiten, die in der Zeit meiner Kindheit geherrscht haben, sagte sie, dass sie mich als Säugling auf dem Balkon zurückgelassen habe, während sie für Besorgungen in den Nachbarort

---

gefahren sei. Auf dem Balkon ihrer ersten eigenen Wohnung, in dem Wohnblock, zu dem man über das Feld gelangte, noch vor dem Wegzug in die wirkliche Provinz.

Ich dachte: Gemessen an den damaligen Straßenverhältnissen, den schlechten Autos, musste es sich um eine Abwesenheit von mindestens drei Stunden gehandelt haben.

Meine Mutter sah meinen Blick. Selbstverständlich habe man damals ein Baby in einem Körbchen auf dem Balkon allein gelassen, sagte sie. Überall hätten Kinderwagen mit Babys gestanden, vor den Kaufhallen und Kaufhäusern, draußen auf den Wäscheplätzen, hinter einem Wohnblock, vor den Polikliniken, den Gaststätten. Das war so üblich, was denkst du dir.

Seit ich davon gehört hatte, habe ich mich in Gedanken oft über das Körbchen gebeugt, den Säugling, mich. Über das Kind, das plötzlich aufwacht und Angst vor dem Himmel hat, den Geräuschen und Farben, und vor lauter Angst ganz still wird und sich zurück in den Schlaf zwingt, um die Farben, die Geräusche, den Himmel nicht länger wahrzunehmen.

Im Nachhinein betrachtet, holte mich das, was in meinen ersten Lebenswochen gang und gäbe war, in meinem Studio an der Wooster Street wieder ein.

Abends, wenn ich mich von meiner Mutter und den Kindern verabschiedet hatte, machte ich mich auf den Weg dorthin. (Wobei ich oft noch einen kleinen Abstecher machte, zu einer Bar, wo es gute Margaritas für fünf Dollar gab und eine freundliche Bedienung, die gerade mal so viel oder so wenig mit mir sprach, dass es richtig für mich war.) In meinem Studio angekommen, schlief ich dann sehr schnell ein, nicht ohne mir vorher hoffnungsvoll gesagt zu haben: Wenn ich aufwache, ist das Problem gelöst.

Der Satz »Das war so üblich« wurde in jenen Wochen zu meinem ständigen Begleiter. Offenbar war ich die meiste Zeit meines Lebens

blind gewesen für Dinge, die üblich waren oder die alle Welt für üblich hielt.

Wenn wir zusammen unterwegs waren, auf dem Weg zum Supermarkt oder auf den langen Spaziergängen über den Campus, bat ich meine Mutter um weitere Einzelheiten. Ich stellte ihr Fragen. Die meisten ihrer Erinnerungen an meine Kindheit glichen seltsamen Geschichten. Die Tagesmutter, bei der sie mich – das war schon in der Siedlung mit den braunen Holzhäusern – morgens abgegeben hatte, legte die Kinder hinter einen abgesägten Birkenstamm, damit sie nicht wegkrabbeln konnten. Wo und wann hatte meine Kindheit stattgefunden? Im sechzehnten Jahrhundert? In einem düsteren Dorf zwischen Wäldern und Sümpfen? Die Kinder in meiner Kindheit litten offenbar nicht. Sie schliefen. Man legte sie irgendwo ab, und sie schliefen – zehn, zwölf, zwanzig Stunden lang.

Das Schlafen schien ein fester Bestandteil zu sein all dieser Erzählungen von jener weit zurückliegenden Epoche, in der es *üblich* war, dass die Eltern abends ausgingen, während die Kinder in der Wohnung zurückblieben.

In der es außerdem *üblich* war, dass ein Kind allein mit dem Rad zum Kindergarten fuhr. Einen Weg von beinahe zwei Kilometern, der am Wald entlang führte und im Sommer durch den Zuckersand beschwerlich war, man musste absteigen und schieben.

Ebenso *üblich* war es, dass ein acht- oder neunjähriges Kind die jüngere Schwester vom Kindergarten und später von der Schule abholte und mit nach Hause nahm, wo sich beide etwas zu essen machen würden, Eierkuchen, Milchreis.

Es war *üblich*, dass man als Kind die Wohnungstür mit einem im Schuhschrank deponierten Schraubenzieher und einer Klemmzange öffnete, wenn man den Schlüssel wieder einmal vergessen hatte und die Eltern noch nicht zu Hause waren (was regelmäßig und bei sämtlichen Kindern in der Nachbarschaft der Fall war).

Über all das haben wir nicht nachgedacht, sagte meine Mutter. Es waren selbstverständliche Abläufe. Routinen, denen Menschen nun einmal folgen.

Wechselnde Routinen, hätte ich anfügen sollen. In puncto Schlafposition zum Beispiel. Damals legte man Babys auf den Bauch, später wurde die Seitenlage bevorzugt, und wieder ein paar Jahre darauf riet man den Eltern (was hieß, den Müttern), sie auf den Rücken zu legen. Das alles war nicht weniger üblich als heute der Versuch, die angeratene Schlafposition aus dem Geburtsdatum abzuleiten.

Das fiel mir während der Erzählungen meiner Mutter wieder ein. Als das ältere Kind drei Monate alt gewesen war, hatte ich es zu einer Heilpraktikerin gebracht. Sie sollte mir sagen, warum es die Milch, die ich ihm gab, wieder ausspuckte. Das Problem schien keine große Sache für die Frau zu sein. Nachdem sie sich das Geburtsdatum des Kindes notiert hatte, schlug sie in einem schmalen Bändchen nach und sagte: Ihnen ist klar, dass es ein Bauchschläfer ist? Wegen meines überraschten Gesichtsausdrucks fügte sie hinzu: Legen Sie es auf den Rücken? Da muss es sich natürlich erbrechen.

Immer ist es diese Selbstverständlichkeit, die Mütter beruhigt und gleichzeitig ratlos werden lässt. Es ist der Klang dessen, was *üblich* ist.

(Ich erzähle hier nicht den Fortgang der Milchgeschichte. Nur das: Fasziniert von ihrer Diagnose, bat ich die Heilpraktikerin darum, auch für mich die richtige Schlafposition nachzuschlagen. Wie sich herausstellte, gehöre ich ebenfalls zu den Bauchschläfern. Ich erinnere mich, dass ich kurz in Erwägung zog, irgendetwas stimme mit meinem Geburtsdatum nicht. Vielleicht war meine Geburtsurkunde gefälscht, vielleicht war ich gar nicht die, die ich seit mehreren Jahrzehnten zu sein glaubte? Ich zog das deshalb in Erwägung, weil ich nie auf dem Bauch schlief und mich bei dem Gedanken, es in Zukunft tun zu müssen, sofort ein Gefühl des Erstickens überfiel. Noch heute komme ich mir jedes Mal ein wenig schuldig vor, wenn ich dabei bin, auf dem Rücken wegzudämmern, als würde ich mit dieser Schlafposition gegen eine höhere Weisung handeln, schlimmer noch: gegen meine eigene

Natur.)

Ich stellte meiner Mutter also alle möglichen Fragen zu meiner frühen Kindheit, zu unserer gemeinsamen Vergangenheit, von der ich so gut wie nichts mehr wusste und auch sie kaum noch etwas im Gedächtnis behalten hatte. Die Frage, die ich nicht stellte, war: Ist es auch *üblich* gewesen, ein Kind wegzugeben? Hast *du* es für etwas *Übliches* gehalten? Natürlich hatte ich ein bestimmtes Kind im Sinn. Das Kind, das zu der Frau wurde, die uns aufgespürt, die *nach mir* gesucht hat, weil man ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte.

Als ich darüber zu schreiben begann, dachte ich, ich würde ihre Geschichte erzählen, aber das kann ich nicht. Ich schreibe nicht über sie, ich schreibe nicht einmal über mich. Ich erzähle nur davon, was ihr plötzliches Auftauchen bei der Lesung bewirkt hat, ihre flüchtige Anwesenheit, die, von außen betrachtet, in der *Realität*, kaum mehr gewesen ist als ein Schatten, der vorüberhuscht.



---

Verleihung der Ehrengabe der  
DR. MANFRED JAHRMARKT-STIFTUNG  
an Eva Schmidt

---

# LAUDATIO

auf

EVA SCHMIDT

---

---

ANTJE WEBER

---

»Am Fenster zu stehen und den Kopf in die Luft zu strecken, machte ihn sehnsüchtig. Sehnsüchtig sein heißt nicht wissen, wohin man möchte.«

Diese Sätze von Robert Walser hat Eva Schmidt ihrem Roman *Ein langes Jahr* vorangestellt – und sie passen nur zu gut zu dem, was man in diesem und anderen ihrer Bücher zu lesen bekommt. Am Fenster stehen ihre Protagonisten oft, sie strecken den Kopf hinaus und schauen sich um. Das hat manchmal geradezu etwas Voyeuristisches, und fast ist man geneigt, sich ihre Erfinderin mit einem Fernglas am Fenster vorzustellen – ähnlich ihrem Namensvetter Arno Schmidt, der gern vom Schreibtisch aus zum nahen Badeteich linste. Das muss wohl – und ich versuche das ohne süffisanten Unterton zu sagen – an der von Walser genannten Sehnsucht liegen. Diese Sehnsucht ist oft mit Einsamkeit verbunden; von ihr ist jede Zeile Eva Schmidts grundiert.

Eva Schmidt, vor wenigen Wochen 70 Jahre alt geworden, kann auf viel Lebens- wie auch Schreiberfahrung zurückgreifen. Die in Bregenz wohnende Schriftstellerin hat ein Früh- und ein Spätwerk vorzuweisen. Das Mittelwerk dazwischen? Jede Menge Leben, so darf man vermuten. Nach fast 20 Jahren Pause veröffentlichte Schmidt 2016 den Roman *Ein langes Jahr*, der es auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises schaffte; der Roman *Die untalentierte Lügnerin* folgte 2019, der Erzählband *Die Welt gegenüber* im vergangenen Jahr – dreifaches Glück für die Leser.

*Ein Vergleich mit dem Leben*, wie Schmidts erster Erzählband 1985 hieß, ist heute nur eingeschränkt möglich – es wäre großartig, wenn ihr Verlag Jung und Jung, jüngst von Kampa übernommen, die frühen Werke wiederauflegen könnte; die Erzählung *Reigen* von 1988, den Roman *Zwischen der Zeit* von 1997. Immerhin sind einige

---

1952 geboren, lebt Eva Schmidt heute in Bregenz, wo sie Erzählungen und Romane verfasst und zudem aus dem Italienischen übersetzt. Frühen Erfolgen mit Werken wie *Ein Vergleich mit dem Leben*, *Erzählungen* (1985) und *Zwischen der Zeit* (1997) folgte eine Pause von fast zwanzig Jahren. 2016 gelangte dann ihr zweiter Roman *Ein langes Jahr* auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises, und seitdem legt sie ein großes Spätwerk vor. Zuletzt erschien ihr Erzählband *Die Welt gegenüber* (Jung und Jung, 2021).

ihrer frühen kurzen Prosastücke wieder zugänglich, unter dem Titel *Sonne in einem leeren Zimmer*. Er bezieht sich auf ein Bild von Edward Hopper, ebenso wie die Erzählungs-Titel *Zimmer am Meer* und *Nachtschwärmer*.

Die geistige Verwandtschaft ist offensichtlich: So unterkühlt wie die Bilder dieses Malers des Neuen Realismus wirkt auch die Prosa Eva Schmidts, so distanziert wie bei Hopper ist auch ihr Blick auf die Einsamkeit der Menschen, die auch in ihren Texten gern mal Halt an einem Bartresen suchen. Die Sprache bleibt dabei immer nüchtern und klar. Es ist eine spektakulär unspektakuläre Prosa, die bei jedem Lesen wieder in ihren Bann zieht: Mit einigem Schauern kann man mit dieser Autorin die Abgründe besichtigen, die unter den glattpolierten Oberflächen unserer Gesellschaft klaffen.

Wie schrieb der Kritiker Peter Hamm schon 1985 in der *Zeit*: »Eva Schmidts erzählte Welt ist eine, in der scheinbar nichts fehlt – und gleichzeitig alles.« Damals stellte die Autorin ihrem Buch einen Satz von Marieluise Fleißer voran: »Lebenmüssen ist eine einzige Blamage«. Er passt auch zu ihren neueren Werken. Doch in der unalarmierenden Art, in der diese Autorin das Unglück des Lebenmüssens umkreist, ist immer auch der Keim des Glückes spürbar, wie ich im Folgenden zeigen möchte.

### »Ein langes Jahr« und seine Folgen

38 Prosaminiaturen verbinden im Roman *Ein langes Jahr* Menschen, die zusammenleben, auch wenn sie teils nie miteinander sprechen. Sie sind Nachbarn in einer Stadt, die, wer will, als Bregenz erkennen kann. In dieser Stadt gibt es eine Siedlung am See, die etwas heruntergekommen wirkt, Einfamilien- und höhere Häuser, und auf den Hängen die Villen der Wohlhabenden. Das ist deshalb wichtig, weil die Bewohner von ihren Fenstern, Balkonen oder Terrassen aus entlang diverser Sichtachsen nach oben und unten schauen und einander ständig im Blick haben – mehr, als es ihnen lieb ist: So sieht sich eine alleinstehende Ich-Erzählerin von der glotzenden Gegenwart neuer Nachbarn bedrängt, die sogar eine Birke fällen lassen, den einzigen Sichtschutz. Die Frau fühlt sich wie eine Gefangene im eigenen Haus, sie zieht die Vorhänge zu – und schließlich um.

In einer wie heruntergedimmt wirkenden Sprache erzählt Schmidt hier vom scheinbar banalen Leben, in dem viele Familien zerstört sind und Geld durchaus einen Unterschied macht. Allein-erziehend sind hier reiche Väter allerdings genauso wie arbeitslose

Mütter, in Bars (!) betrinken sie sich allein und zu zweien. Das Alter zwingt Ehepaare ins Pflegeheim, und auch der Tod ist ständiger Gast. In jedem Alltag lauern die Katastrophen; Eva Schmidt erzählt von ihnen mit einer Beiläufigkeit, die die dazugehörigen Gefühlsdramen nur ahnen lässt, und mit einer Sogkraft, die die Kritikerin Sabine Vogel von der *Berliner Zeitung* ausrufen ließ:

»Dieser so nüchtern daher kommende Roman haut mich völlig um. (...) Unversehens bin ich mittendrin in diesem Kosmos des furchtbar gewöhnlichen Scheißlebens. Ich will ein mutterloses Kind adoptieren, einen vereinsamten Rentner besuchen, etwas tun gegen die Lieblosigkeit der Welt. So geht das Wunder von Literatur.«

Ganz so furchtbar sind diese gewöhnlichen Scheißleben dann doch nicht, wenn man genau hinsieht: Immer wieder ist auch Bewegung hin zum Besseren zu beobachten. Die Menschen kommen ins Gespräch, und sei es nur über ihre Hunde. Sie verlieren, wie der Junge Benjamin, vielleicht einen Freund – er darf dafür aber einen Hund ausführen und gewinnt neue Bezugspersonen. Jene Ich-Erzählerin, die umgezogen ist, um sich unbeobachtet zu fühlen, kauft sich am Ende gar ein Wohnmobil. Ein Aufbruch, ein Anfang.

### Vom Lügen und Trügen

Mit einem Barbesuch fängt der Roman *Die untalentierte Lügnerin* an – wir kennen inzwischen die Vorliebe dieser Autorin für Bars, für Gestrandete, für Edward Hopper. Hier ist es die Bar eines Bahnhofsgebäudes, die erste Anlaufstelle der jungen Maren und ihres Stiefvaters, der sie vom Zug abgeholt hat nach halbjährigem Therapie-Klinikaufenthalt. Der Regen prasselt, man trinkt Sekt und redet ein bisschen, dann wird es still, die junge Frau hängt ihren Gedanken nach, selbst der Kellner scheint eingenickt zu sein. Plötzlich schrillt ein Pfeifen, Bremsen knirschen, ein Schrei gellt. Später wird man erfahren, dass sich eine junge Frau vor einen Zug geworfen hat. Die Ruhe in der Bar, die Ruhe auch der Leserin ist vorbei, von jetzt an wird sie sich angesichts dieses geschickt gesetzten Signals, dieser denkbaren Endstation auch der schlaffen Anti-Heldin des Romans, 200 Seiten lang leise Sorgen machen.

Eva Schmidt erweist sich hier einmal mehr als Meisterin darin, Fahrten auszulegen, Symbole wiederaufzunehmen, Unbehagen und latente Spannung zu erzeugen. In diesem Roman konzentriert sie sich auf wenige Figuren, beleuchtet nach und nach – die Fotografie spielt eine große Rolle – eine wohlhabende, ziemlich kaputte Familie.

Die Haltlosigkeit der Menschen trotz ihrer Sehnsucht nach Nähe ist in jeder Zeile zu spüren; die Unfähigkeit, einander das zu geben, was man braucht.

Ganz einfach und direkt ist auch in diesem Roman die Sprache, in der Schmidt die Trostlosigkeit hinter besonders glänzenden Oberflächen zeigt. Doch behutsam stellt sie auch hier Weichen, die für ihre junge Protagonistin in eine vielleicht bessere Zukunft führen können. Es ist die Geschichte einer allmählichen Bewusstwerdung, vielleicht gar einer Heilung – und immer haben auch hier die Hunde durch ihr wortloses Da-Sein, ihre Blitzableiter-Funktion für Gefühle, einen nicht geringen Anteil daran. Ein Leben ohne Hund, so lautet frei nach Loriot eine Botschaft dieses Buches, ist möglich, aber sinnlos.

### Die Welt der anderen

»Es waren nicht viel mehr als Andeutungen von Leben, kleine Ausschnitte von Alltäglichem, zusammengesetzt aus kurzen Auftritten und spärlichen Gesten mir vollkommen fremder Menschen, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen.«

In diesem Satz, gleich zu Beginn des Erzählbands *Die Welt gegenüber*, fasst Eva Schmidt selbst zusammen, was sie antreibt. Die Ich-Erzählerin, Schmidt-typisch aus dem Fenster gelehnt und auf ein anderes Fenster, andere Menschen starrend, raucht abends eine letzte Zigarette – das Rauchen, Trinken, Drogennehmen, kurzum das Süchteln so einiger ihrer Protagonisten soll nicht unterschlagen werden.

Ebenso wenig, dass diese Autorin fantastische Erzählungen schreibt, atmosphärisch dicht, immer wieder ins Dunkel unserer Existenzen leuchtend, wo Einsamkeit, Krankheit, Alter aufblitzen. Schmidt experimentiert hier mitunter mit Perspektivwechseln, wie in *Der Mann von der Tankstelle*, die übrigens eine besonders traurige Bar beherbergt; und dass in dieser Geschichte eine junge Ausreißerin einen Hund schlägt, kann man getrost als schlechtes Omen werten.

Es ist ein breites Spektrum an Menschen, Tieren und Situationen, die Eva Schmidt in gewohnter Lakonie lebendig werden lässt. Immer wieder gibt es Kippmomente, in denen eine Szene, ein Leben in unterschiedliche Richtungen driften kann. Und immer scheint so viel Ungesagtes, so viel Gefühl zwischen den wortkargen

Menschen, den unsentimentalen Zeilen irgendwohin weggedrückt worden zu sein.

Vielleicht geht es aber auch nur darum, wechselnde Zustände des Lebens einfach zu akzeptieren – die ganz spezielle Eva-Schmidt-Form der heute so modischen Achtsamkeit sozusagen. Sie lässt sich noch ein letztes Mal anhand einer älteren Ich-Erzählerin beschreiben. In der Geschichte *Die Nacht, in der Jessica über das Seil stolperte* treffen wir auf eine Rentnerin, die ihren Alltag allein (!) mit Hund (!) bewältigt und sich neuen Nachbarn (!), einer beschädigten Familie (!), geradezu aufdrängt. Dass die Geschichte für die Nachbarn fürchterlich endet, ist das eine. Dass die Rentnerin sich mit ihrem Leben trotz allem gut arrangiert, das andere.

Diese Frau weiß, dass vieles im Leben nur Phasen sind, »wir alle erleben solche Phasen. Es geht uns schlecht, aber irgendwann wird alles wieder besser«. Diese Frau ist zwar durch Krankheit eingeschränkt und wird morgens von Ängsten gequält: »Aber dann stand ich einfach auf, frühstückte, las die Zeitung, ging ein wenig in den Garten und werkte herum, machte mich mit Baldur auf den Weg in den Wald, traf mich mit Bekannten in der Stadt, las Bücher, in denen es um Menschen ging, in denen ich mich selbst erkannte, die wie ich litten und kämpften und immer wieder darauf hofften, dass alles nicht vergeblich gewesen war.«

Genau deshalb möchte ich Sie ermuntern, die Bücher von Eva Schmidt zu lesen – um uns selbst zu erkennen, um uns in unseren Kämpfen von ihr diskret getröstet zu fühlen. »Sehnsüchtig sein«, so sei noch einmal an Walser erinnert, »heißt nicht wissen, wohin man möchte« – und dies, im Schmidt'schen Sinn ergänzt, anzunehmen und auszuhalten. Solange es einen Computer gibt zum Schreiben oder ein Buch zum Lesen, solange ein Hund in der Ecke sitzt, mit dem man oder frau rausgehen und sich in Bezug zur Welt setzen kann, ist es letztlich egal, wenn man nicht weiß, wohin man möchte. Ob Schreibbewegung, Leserunde oder Gassigang – jeder Weg ist das Ziel.

---

## EVA SCHMIDT

---

### Der blaue Koffer

---

Ich wachte auf, weil jemand an meiner Schulter rüttelte. Aussteigen, hörte ich eine männliche Stimme sagen, Sie müssen aussteigen. Ich wusste in diesem Augenblick nicht, wo ich war, erst nach und nach, während ich den Mann in Uniform neben mir wahrnahm, wurde mir bewusst, dass ich im Zug saß und vermutlich eingeschlafen war. Ich bemerkte die leeren Sitzplätze, soweit ich die Reihen vor und neben mir überblicken konnte, war niemand zu sehen. Sind wir denn schon da?, fragte ich. Doch auch der Mann, der mich gerade noch angesprochen hatte, war verschwunden. Ich raffte mich auf, schlüpfte in den Mantel, schulterte die Tasche und suchte nach dem Koffer, doch er war nicht mehr da, wo ich glaubte, ihn abgestellt zu haben. Ich suchte im ganzen Waggon, ging von einem Ende zum anderen, schaute in jede Ecke, auch draußen im Einstiegsbereich, öffnete die Türen zu den Toiletten, fand aber weder meinen Koffer, noch jemanden, den ich danach fragen hätte können. Was sollte ich tun? Aussteigen und eine Dienststelle suchen, um den Verlust zu melden? Ich schaute aus dem Fenster, sah auf dem gegenüberliegenden Gleis einen Zug, davor den menschenleeren Bahnsteig,

nur ein Mann, der einen Bart hatte und eine Mütze trug, saß auf einer Bank und schien zu schlafen. Ich stieg aus, berührte seine Schulter, erst sanft, dann ein wenig heftiger. Haben Sie einen Mann mit einem blauen Koffer gesehen?, fragte ich, als er die Augen öffnete. Einen Mann?, murmelte er. Es könnte auch eine Frau gewesen sein, erwiderte ich, jemand, der in diesem Waggon saß und vermutlich hier ausgestiegen ist. Blau?, sagten Sie, fragte der Mann. Blau, bestätigte ich, ein helles, etwas ins Grau tendierende Taubenblau. Der Mann seufzte, zog ein Taschentuch aus einer Manteltasche, tupfte sich die wässrigen Augen ab und schnäuzte sich. Wurde er Ihnen gestohlen? Der Koffer? Ja. Wie ärgerlich. Nun ja. Ihnen ist also niemand aufgefallen, der mit einem blauen Koffer aus diesem Waggon gestiegen ist? Der Mann schüttelte den Kopf, wirkte dabei so zerknirscht, als habe er einen Fehler begangen.

In dem Fall bleibt mir nichts anderes übrig, als den Diebstahl zu melden, sagte ich und bedankte mich. Auch wenn er mir nicht helfen hatte können, schien es mir unangebracht, mich ohne ein weiteres Wort von diesem freundlichen, alten Mann zu verabschieden. Doch kaum hatte ich mich abgewandt, sprang er, flinker, als ich ihm zugetraut hätte, neben mir her. Warten Sie, ich komme mit, hörte ich ihn rufen, als mir am Ende des Bahnsteigs ein Schild auffiel. Wo sind wir hier?, wandte ich mich erneut an ihn. Könnte ein Bahnhof sein, meinte er, sehen Sie nicht die Züge? Natürlich sah ich sie, doch ich sah auch das Schild. Wir waren in einer Stadt, von der ich noch nie etwas gehört hatte. Hatte ich die Station, an der ich aussteigen hätte müssen, etwa verschlafen? Und wie kam ich zurück? Würde ich es noch rechtzeitig schaffen? Ich suchte nach einer Uhr. Es war kurz nach sieben. Die Veranstaltung, zu der ich eingeladen war, hatte um achtzehn Uhr begonnen.

Hören Sie, sagte ich zu dem Mann, der mich mit trippelnden Schritten begleitete, ich werde mit dem nächsten Zug zurück-

fahren. Ich bin hier falsch und muss jetzt gehen. Er keuchte ein wenig, hatte Mühe, mit mir Schritt zu halten. Auch er sei falsch, sagte er, was immer er damit meinte. Eine Weile irrte ich in dem großen Bahnhofsgebäude herum, fand schließlich einen Abfahrtsplan, rannte augenblicklich los und erreichte gerade noch den Zug, bevor sich die Türen automatisch schlossen. Erschöpft sank ich auf einen freien Platz. Draußen waren nichts als Lagerhallen, Industriegebäude und hässliche Hochhäuser zu sehen. Ich dachte an den alten Mann, fragte mich, ob ich mich nicht mehr um ihn kümmern hätte müssen. Aber kaum hatte ich mich etwas beruhigt, stand er plötzlich da, setzte sich auf den Platz mir gegenüber und sagte, so, als wären wir schon seit Wochen gemeinsam unterwegs: Gut, dass wir den Zug noch erreicht haben. Und während draußen eine Landschaft an uns vorbeizog, die aus kleinen Dörfern, sanften Hügeln und dichten Wäldern bestand, dachte ich, dass alles, was an diesem Tag geschehen war, typisch für mein ganzes Leben war. Ich hatte meinen Koffer verloren, war in der falschen Stadt aus dem Zug gestiegen, befand mich in Gesellschaft eines Mannes, den ich nicht mehr loswurde, empfand das alles jedoch als völlig normal.

Draußen wurde es langsam dunkel, und als wir endlich aus dem Zug stiegen, war es schon lange Nacht. Zweimal hatte ich den alten Mann nach seinem Namen gefragt. Jakob, hatte er zunächst gesagt, während er sich später Wilhelm nannte. Ich hatte nicht herausgefunden, woher er kam. Von einem Haus voller Greise und Greisinnen, einer Meute von Quälgeistern und Kindsköpfen, hatte er gesprochen, und dass die Zeit, die er dort verbracht hatte, schrecklich gewesen war.

Nun gingen wir durch die Gassen der Stadt. Alles war zu, die Fenster dunkel, das Haus, in dem die Feier stattgefunden hatte, geschlossen. Vor einem großen Gebäude sahen wir ein Denkmal. Zwei Männer aus Bronze standen auf einem Podest, der jüngere schöner als der alte, mit vollen Lippen, breiter Stirn und einer Nase, die mich an die meines Vaters erinnerte, der Friedrich hieß. Eine seiner Hände lag auf einem Kranz, den er Ältere hielt, hob sich zu meinem Erstaunen, als sich der Mann auch schon zu mir herabbeugte. Haben Sie Karl gesehen?, hörte ich ihn fragen. War er nicht im selben Zug wie Sie? Er hatte eine angenehme weiche Stimme. Karl?, erwiderte ich. Karl ist tot. Er hat sich doch das Leben genommen. Wussten Sie das nicht? Unmöglich, rief der Mann, es klang irgendwie erzürnt, schlug die Hände vors Gesicht und wandte sich ab. Ich hörte ihn noch etwas flüstern, sah aber gleich darauf, wie er

seine Hand zurück auf den Kranz legte, den Blick wie vorher in die Ferne richtete und erstarrte, als wäre er aus Stein.

Was hat er gesagt?, fragte der alte Mann, der die ganze Zeit neben mir gestanden war. Er hätte durchhalten müssen, hat er wohl gesagt, erwiderte ich zögernd, war mir jedoch nicht sicher, ob ich ihn richtig verstanden hatte und inwiefern die Worte einen Sinn ergaben. Durchhalten?, fragte Jakob oder Wilhelm, der mit offenem Mund und ungläubiger Miene neben mir stand. Er meinte damit wohl den Mann, dessen Ankunft er erwartete, sagte ich. Aber ganz genau verstanden habe ich ihn auch nicht. Neben mir hörte ich Jakob oder Wilhelm im Kies scharren, und irgendwo rief eine Eule, aber ansonsten war es still. Dann fahren wir jetzt nach Hause?, fragte mein Begleiter. Ich nickte. Spürte, wie sich seine Hand in meine schob, und umfasste vorsichtig die kleinen Knöchelchen, die sich so zerbrechlich anfühlten.

Gleich darauf hörte ich eine Stimme. Es war die Stimme einer Frau. Nächster planmäßiger Halt .. hörte ich sie sagen. Wo sind wir?, fragte ich die Frau, die mir gegenüber saß und erfuhr, dass der Zug in wenigen Minuten in Weimar eintreffen sollte. Ich tastete nach meinem Koffer. Er war noch da.

---

Verleihung der Ehrengabe der  
KESTER-HAEUSLER-STIFTUNG  
an Jan Kuhlbrodt

---

# LAUDATIO

auf

JAN KUHLBRODT

---

---

DINÇER GÜÇYETER

---

Lieber Jan, liebe Kolleginnen und Kollegen in der Jury,  
sehr verehrte Gäste,

meine Laudatio auf Jan Kuhlbrodt heute, für mich übrigens ein Laudatio-Debüt, will ich mit einem gemeinsamen Traum beginnen: Zusammen sitzen wir am Mittelmeer in einer Fischerkneipe, trinken Ouzo, tanzen auf den Holztischen Sirtaki und singen, bis der Wirt uns entsetzt vor die Tür stellt. Natürlich kann man diesen Traum mit weiteren Epen ergänzen, z. B. beim Sonnenuntergang bis zur Brust im Meer stehen und gegen den Atem Homers Gedichte sprechen, mit Homer ein Trio aus Wandersängern gründen und im Aufleuchten des Meeres das Zirpen der Grillen als ein neues Gedicht empfinden, in dieses Gedicht die eigene Geschichte einbauen, mit unentdeckten Dialekten und Klängen, diese Verse von der Brise vertonen lassen, bis sie mit dem Sonnenaufgang an einer Bucht stranden.

Lassen sie uns gemeinsam den Film zurückspulen, bis zur Mitte der Sechziger, die Welt versucht sich immer noch von einer Verwüstung zu erholen. Neue Bewegungen erheben auf den Straßen ihre Stimmen, die Jugend ersehnt eine neue Welt mit Frieden, die ersten Sprossen der Rockmusik erobern die Bühnen der Welt. Mikis Theodorakis versucht mit seinen Kompositionen für Frieden ein neues Zeichen zu setzen. Alexis Zorbas, die Verfilmung des gleichnamigen Romans von Nikos Kazantzakis, wird auf allen Leinwänden der Welt gezeigt, die Melodien von Theodorakis werden von der Mittelmeerbrise von einem Kontinent zum anderen getragen. Ein Jahr später, 1966, kommt ein neuer Film mit neuen Kompositionen Theodorakis in die Kinos, sein Titel, *Der Tag an dem die Fische kamen*. Im selben Jahr kommt ein Junge in der Karl-Marx-Stadt auf die Welt, dieser Junge nimmt uns nach 55 Jahren mit seinem Gedichtband *Rückkehr der Tiere* mit auf eine grenzenlose Reise. Ich, lieber Jan, kann nicht beurteilen, ob diese Reise für dich eine Odyssee bedeutet, für

---

Jan Kuhlbrodt wurde 1966 in Karl-Marx-Stadt geboren und kann auf eine zwei Jahrzehnte umspannende Schriftstellerkarriere verweisen. Er studierte politische Ökonomie, Philosophie und Soziologie in Leipzig und Frankfurt. Später lehrte er im Rahmen eines Projekts für straffällig gewordene Jugendliche und hatte eine Gastprofessur am Deutschen Literaturinstitut inne. Er lebt heute als Autor, Herausgeber und Übersetzer in Leipzig. Sein Werk umfasst Gedichtbände, zuletzt *Die Rückkehr der Tiere* (2020), und Prosa wie die Novelle *Das Stockholm Syndrom* (2018) und den Roman *Das Modell* (2016) sowie Essaybände und Theaterstücke.

uns als Leserinnen und Leser ist es ein Eintauchen in eine neue Welt. Zeitlich gesehen wirken die Orte, die Figuren wie ein vergilbtes Kalenderblatt, doch durch deine Sprache – dein Werk, gewinnt alles noch einmal neue Dimensionen. Durch deine Literatur nehmen wir noch einmal das alte und das neue Zeitfenster unter die Lupe und stellen uns die Frage, wo wollten wir hin, wo sind wir geblieben? Wenn man sich heute die Nachrichten anhört, wissen wir, dass die Menschheit mit ihrem rohen Instinkt immer noch dazu neigt, in gleichen Gewässern zu rudern, am Fließband den Tod zu produzieren, immer noch versprechen alte Männer der Welt eine neue Ordnung und zerstören unsere Utopien, dieser Prozess wird von einer Generation in die nächste übertragen. An dem Geruch der Welt hat sich nicht viel verändert. Der Feinstaub der Salzkohle erschwert immer noch das Durchatmen.

Und genau an diesem Punkt sehe ich die Kraft deines Werkes, lieber Jan. Ohne dich von diesem morschen Instinkt ablenken zu lassen, öffnest du weiter die Fenster, lässt die frische Luft durch unsere Gedankenzimmer wehen. Mit dir wollen wir neue Grenzen überschreiten, wenn der junge Mann das Licht in seinem Globus einschaltet, wollen wir zuneuen Küsten winken. Du schreibst, dass die Stapel Bücher dich vor der Welt verbergen, und die Welt vor dir. Und ich möchte dir hier, auch im Namen meiner Kolleginnen und Kollegen, sagen, dass deine Zeilen, dein Einsatz, deine Arbeit in allen Jahren für uns das Verborgene durchleuchtet hat. Es gibt mehrere Autorinnen und Autoren, die vor ihren gestapelten Büchern, auf sich fokussiert, ihre Texte schreiben, nicht viele nehmen sich die Zeit, ihren Raum auch mit Welten zu verkleiden, die erst im Gedeihen sind. Lieber Jan, ich durfte dich nicht nur als geschätzter Autor und Kollege kennenlernen, sondern auch als Vermittler von Literatur. Durfte Zeuge davon sein, wie du vielen jungen Autorinnen und Autoren die Richtung gezeigt hast, ihnen geholfen hast, ihre eigene Stimme zu finden. Neben deinem eigenen Werk verdient diese hohe Geste eine andere Verbeugung vor dir. Ich bin auf meiner Reise in dieser strapaziösen Literaturwelt vielen jungen Menschen unterschiedlicher Herkunft begegnet, die durch deine kollektive Umsetzung an Selbstvertrauen gewonnen und ihren Weg gefunden haben. Mit deinem Tun gewinnt die Welt die Hoffnung, dass man der kommenden Generation nicht nur Fließbänder hinterlässt, sondern auch die Überzeugung, dass man mit der Sprache seine eigenen Prioritäten setzen kann, dass man mit dieser Kunst viele gesellschaftlichen/politischen Irrungen hinterfragt. Hinzu kommt noch, dass viele wichtige Gedichtbände in der Zeit, wo die Medien vor der

Lyrik die Grenzen sperren, ohne deine Besprechungen nie den Weg zur Öffentlichkeit gefunden hätten, in dieser Weise hast du uns das Genießen, die Wahrnehmung von literarischen Wiesen ermöglicht. So ersetzt du das enge Gurkenglas mit einem sehr breiten Aquarium. Auch im Namen dieser Kolleginnen und Kollegen möchte ich mich bei dir ganz herzlich bedanken.

Das alles bildet ein Gesamtwerk, dazu gehört natürlich neben dem Herausgeber, Lektor, Dozent, Rezensent auch der Autor Jan Kuhlbrodt. Der Autor, der seit Jahren sich immer wieder neu findet, der Schablonen und Mauern übergeht, der sich vor dem Neuen nicht fürchtet, sich selbst und seine Leserinnen und Leser mit Denkanstößen herausfordert, der Autor, der nicht auf alten Bezügen schlummert, immer in Bewegung ist, eine Zirkulation herbeiruft, den Blick immer nach vorne richtet. Vor allem aber, ein Autor, der bedingungslos an die Freiheit glaubt, die uns die Literatur schenken kann.

Selbstverständlich verstecken sich unter dieser bedingungsloser Haltung auch Entbehrungen, Enttäuschungen, Selbstzweifel. Aber wir als Leserinnen und Leser haben mehr den Mut, das Trotzen gesehen, du hast uns daran glauben lassen, dass die Entscheidungen, die uns lebenslang begleiten mit allen Facetten in Würde zu tragen sind. Ob Lyrik, Essay oder Prosa, in keins dieser Genres hat dein Wort das Gesicht verloren.

Mit Zeilen von Kavafis, die auch mit deiner Offenheit gegenüber der Weltliteratur einen Platz in unseren Regalen gefunden haben, möchte ich dir – und unseren Gästen – meine Bewunderung kund tun:

Wer sich sehnlacht wünscht, die Geisteskraft zu stärken  
muss den Respekt verlernen und die Unterwürfigkeit  
Von den Gesetzen wird er nur einige befolgen  
meistens wird er gegen sie verstoßen  
wie auch gegen die Sitten.  
Die Einfalt wird er fahren lassen.  
Von den Lüsten wird er lernen – viel.  
Die Tat, die ihn hinabreißt, wird er nicht mehr fürchten;  
das halbe Haus muss abgerissen sein.  
So wird er sich erkennen und tugendhaft entwickeln.

Lieber Jan, ich danke dir, dass du mit deinen Werken, mit deiner aufrechten Haltung uns immer wieder an diese ganz besonderen Worte erinnert hast und gratuliere dir zur Ehrengabe 2022 der Kester-Haeusler-Stiftung. Herzlichen Glückwunsch.

---

# JAN KUHLBRODT

---

aus: Die Rückkehr der Tiere

---

## Schäfer

Vielleicht war es einfach so, dass in den Sechzigern die Weichen gestellt worden waren, und der Rest des Jahrhunderts sich wie von selbst ergab, ein Jahrhundert, das zu spät und mit einem Krieg begann und 11 Jahre vor seinem kalendarischen Ende jäh abbrach, das abrollte an einem roten Schicksalsfaden im Zeitlabyrinth. Kurz und schmerzvoll. Zwischendurch immer wieder billige Operette, immer dann, wenn fehlende Einschlüsse so etwas wie Rhythmus zuließen. Ich reiße mir eine Liebe aus dem Herzen. Die Schlagerweisheit. Manchmal bedauerte ich es, in einer Operettenphase zu leben.

---

Christian, die Nachbarn, ich. Wir sind Überlebende; aber was ist mit dem Hund? Ich habe vor Jahren einige Bücher aus dem Regal gezogen, um sie neu zu sortieren. Dann lagen sie als Stapel vor dem Regal. Immer wieder schichtete ich sie um, stellte sie aber niemals zurück. Über die Jahre haben sie sich zu einem kleinen Gebirge ausgewachsen.

---

Ein Faden übrigens, an dem auch ich entlangschnürte. Wie ein Fuchs? Wie eine Ameise? Der Faden, der mir durch die Siebziger hindurch und in die Achtziger hinein mehr Halt bot, als ich brauchte, wie eine Fliege auf einem Klebestreifen. Ein Faden also auch, der mich zu einer Marionette machte und mir Ordnung suggerierte, nicht vorgaukelte, denn ich denke, dass viele in meiner Umgebung von der Wahrheit ihrer Mission überzeugt waren. Die Ordnung war in Ordnung, und die Suche danach endete beständig im Chaos, dachten sie und hatten in den Kriegen ihre Erfahrung gemacht, die sie in die Gegenwart erweiterten, verallgemeinerten.

---

Und sehen sie nicht irgendwie alle gleich aus? Von Mussolini bis zum jüngst gestürzten al-Gaddafi trugen sie komische Mützen und haben ein Buch geschrieben, in dem sie der Welt eine neue Ordnung versprochen.

---

Sogar die anderen Fäden, die sich Väter nannten, Familien, Geschlechter oder Partei. Haltetaue, die sie vorgaben zu sein, und die vor der Zeit rissen. Treue Parteisoldaten, die ihr letztes Hemd gegeben und im Unterhemd weitergekämpft hätten, ungeschützt, so wie sie am Wochenende im Unterhemd ihre für Außenstehende ununterscheidbaren Autos wuschen.

Auf den Nummernschildern war die Herkunft der Autos verschlüsselt. X und T standen für meine Heimatstadt, A für Rostock und I für Berlin. Die Trabantkolonne vor einem Wohnblock in der Karl-Marx-Städter Fritz-Schmenkel-Straße. Fünfstöckige Verheißung nahenden Glücks.



~~~~~

Schmenkel, der Namensgeber, andere nannten ihn Deserteur, war im Zweiten Weltkrieg von der Wehrmacht abgehauen und hatte sich in den Wäldern von Smolensk versteckt, hatte als Partisan gegen die deutschen Truppen weitergekämpft, war von den Deutschen verhaftet und hingerichtet worden.

Jeder zog seinen Faden. Die Fäden versponnen sich, wurden versponnen, zu einem nicht entwirrbaren Knäuel.

~~~~~

Scheppernde, stinkende Zweitaktmotoren, denen zur Selbstentzündung die Kraft fehlte. Deren unrhythmische Tuckern mich in der Nacht weckte.

Meine ganze Kindheit hindurch dachte ich, wenn ich allein in der Wohnung war, es seien meine Eltern, die kämen, und später dann, als mein Vater ausgezogen war, meine Mutter. Es war nach vergeblichen Momenten der Hoffnung jedes Mal eine Erlösung, wenn eine Zeitlang nachdem der tuckernde Motor verklungen war, sich ein Schlüssel im Türschloss drehte. Ich konnte mich dann ruhig schlafend stellen. Die Auswertung meiner schulischen Verfehlungen hatte Zeit bis zum nächsten Tag.

~~~~~

Unser ABV, Abschnittsbevollmächtigter, heute Kontaktbereichsbeamter, kurz: unser Ortspolizist, und es wird, wenn er nicht in Rente ist, immer noch der gleiche sein, hieß Schäfer. Herr Schäfer oder Genosse Schäfer. Wahrscheinlich hatte er auch einen Dienstgrad. Genosse Wachtmeister, Genosse Ober- oder Genosse Hauptwachtmeister.

Mich beeindruckte vor allem das braune Ledergeschirr, das er umgeschnallt hatte, und die Kartentasche, die er über der Schulter trug. Obwohl oder vielleicht auch weil mir der Sinn dieses Geschirrs nicht wirklich aufging. Im Ursprung müssen derartige Dinge einmal der Lastenverteilung bei Landmärschen gedient haben, und wahrscheinlich gehörte ein lederner Tornister zum ledernen Zeug.

~~~~~

Als Soldat bekam ich später einen Tragegurt aus festem Stoff, in den sich ein Tornister einhängen ließ, ebenfalls aus Stoff, dazu das graue Gummzeug, Gasmasken, Schutzanzug. Das macht natürlich weniger Eindruck als das Lederzeug. Marodierende Polizistenbanden nach Auflösung eines Staates, oder wie Lenin sich ausdrückte: »besondere Formationen bewaffneter Kräfte«. Der Revolutionär als Sprachbürokrat, dessen Bruder bei einem Bombenanschlag ums Leben kam, und der selbst, nach einer gewissen Zeit des Siechtums einem Anschlag erlag.

~~~~~

Einmal während meiner Armeezeit hatten wir einen Gewaltmarsch unter Vollschutz, wie es hieß, befohlen bekommen. Auf einer Lichtung legten 25 Soldaten graues Gummizeug an. Grau Gummihosen wurden über Uniformhosen gezogen und zwischen den Beinen verknöpft, darüber Jacken oder besser Capes, ebenfalls Grau, mit Kapuzen, die man über die Gasmasken zog. Vorbeifahrenden müssen wir wie eine Gruppe Durchgeknallter erschienen sein, die eine Elefantenherde nachzustellen versuchte.

~~~~~

Aber die Wiesen zwischen den Neubaublöcken mit den frisch gepflanzten Bäumen (Birken und Pappeln, schnell wachsende Kulturen, hier und da eine Kastanie wie zur Beruhigung) würde ich nicht als Gelände bezeichnen. Wenn man davon ausgeht, dass Gelände auch eine Gefahr birgt, Unbekanntes, auf das man sich einstellen muss. Ob Schäfers Pistolentasche eine Waffe enthielt, weiß ich nicht, wenn ja, dann hatte er sie gründlich verborgen, ich habe sie nie zu Gesicht bekommen. Im Grunde hatte Schäfer Recht, wo eine Pistole sichtbar war, schießt sie meist auch, und das nicht nur im Roman.

~~~~~

Unser Abschnittsbevollmächtigter war kein Cowboy. Die Kartentasche enthielt keine Karte, das wusste ich sicher, denn sie war aufgrund einer Klarsichtfolie einsichtig, man hätte die Kartentaschen, hätte sie eine Karte enthalten, nicht öffnen müssen, um die Karte zu lesen, sie enthielt aber nur Zettel, auf denen Schäfer sich die

Namen von Kindern notierte, über deren Verfehlungen er die Eltern informieren wollte.



Hier brauchte keiner eine Karte. Es war schwierig, sich im Yorckgebiet zu verlaufen, zwischen den übersichtlich angeordneten Plattenbauten. Es war ein kleineres Neubauviertel mit einer Gartenanlage in der Mitte und nicht einmal einem Polizisten hätten wir zugetraut, sich hier zu verirren, zumal seine einzige Aufgabe darin bestand, nach dem Rechten zu sehen, Ruhe und Ordnung durchzusetzen, die im Grunde sowieso herrschten. Eine Karte vom Viertel hätte selbst ich aus dem Kopf zeichnen können, und ich war bei- leibe weder Kartograph noch Künstler, zumindest kein bildender, und was man im Kopf hat, braucht man nicht in der Kartentasche.



Schäfer, mach mal mäh, kriegst'nen Westkeks. Der Witz meiner Mutter, den sie allerdings nur im geschützten Wohnraum kolpor- tierte. Mutter war Lehrerin. Auch vor Publikum und immer wieder. So ging das mit den Witzen. Es gab formal nur wenig Verschiebungen, und das Lachen war immer das gleiche. Man hatte den Zwang noch gar nicht erkannt, weil er auch von einem selber ausging, und wusste deshalb auch nichts von einer möglichen Befreiung. Mit den Witzen machte man sich Luft und erholte sich von einem unbestimmten Gefühl der Enge, das auch die Träger des Systems kannten.



Ich wurde derweil damit beauftragt, die Wäsche am Wäscheplatz aufzuhängen, und wenn Mutter im Hort ihrer Schule die Kinder hütete, und die Wäsche trocken war, sollte ich sie wieder abneh- men. Da gab es im Hochsommer keinerlei Ausreden. Der Wäsche- platz befand sich zwischen den Wohnblocks, zwei lang gezogenen L aus Betonfertigteilen. Es wehte immer ein leichter Wind, aber einem Sturm hätte der Fuß des L den Weg abgeschnitten.



Die Planer waren im Grenzen praktisch veranlagte Menschen. Für Halle-Neustadt hatte man sogar beheizbare Parkbänke konzipiert,

aber leider nicht ausgeführt, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, von den Fernwärmeleitungen, die die uns bekannte Welt durch- schnitten, geringe Mengen Wärme abzuzapfen und auf die Park- bänke umzuleiten. Schon hätten wir der Natur ein Schnippchen geschlagen und den Sommer auf den Herbst hin ausgedehnt, oder hätten im Spätwinter eine Pause im Park machen können, um uns aufzuwärmen. Findige Forscher und Technologen hatten sogar den Plan gefasst, in Moskau mit Hilfe von Spiegeln, die von Satelliten aus das Sonnenlicht umleiten würden, den Tag zu verlängern.



Natürlich ließ ich den Schlüssel stecken, wenn ich zum Wäsche- platz ging. Einmal, als ich zurückkam, stand Schäfer in der Haustür, und starrte wie unbeteiligt zur Seite. Der Schlüssel im Türschloss zu unserer Wohnung fehlte. Da gab es nichts zu diskutieren, das wusste ich. Bewegungslosigkeit. Nach einer Viertelstunde beredten Schweigens drückte er mir den Schlüssel in die Hand. »Das kommt nie wieder vor!« Eine Aufforderung, ein Statement, eine Lüge: »Nie wieder!«



Jetzt fahren die Nachbarn einen dunkelblauen Benz, oder der Benz fährt sie.

Verleihung des Förderpreises der
ANKE BENNHOLDT-THOMSEN-STIFTUNG
an Ambra Durante

LAUDATIO

auf

AMBRA DURANTE

DANIELA DANZ

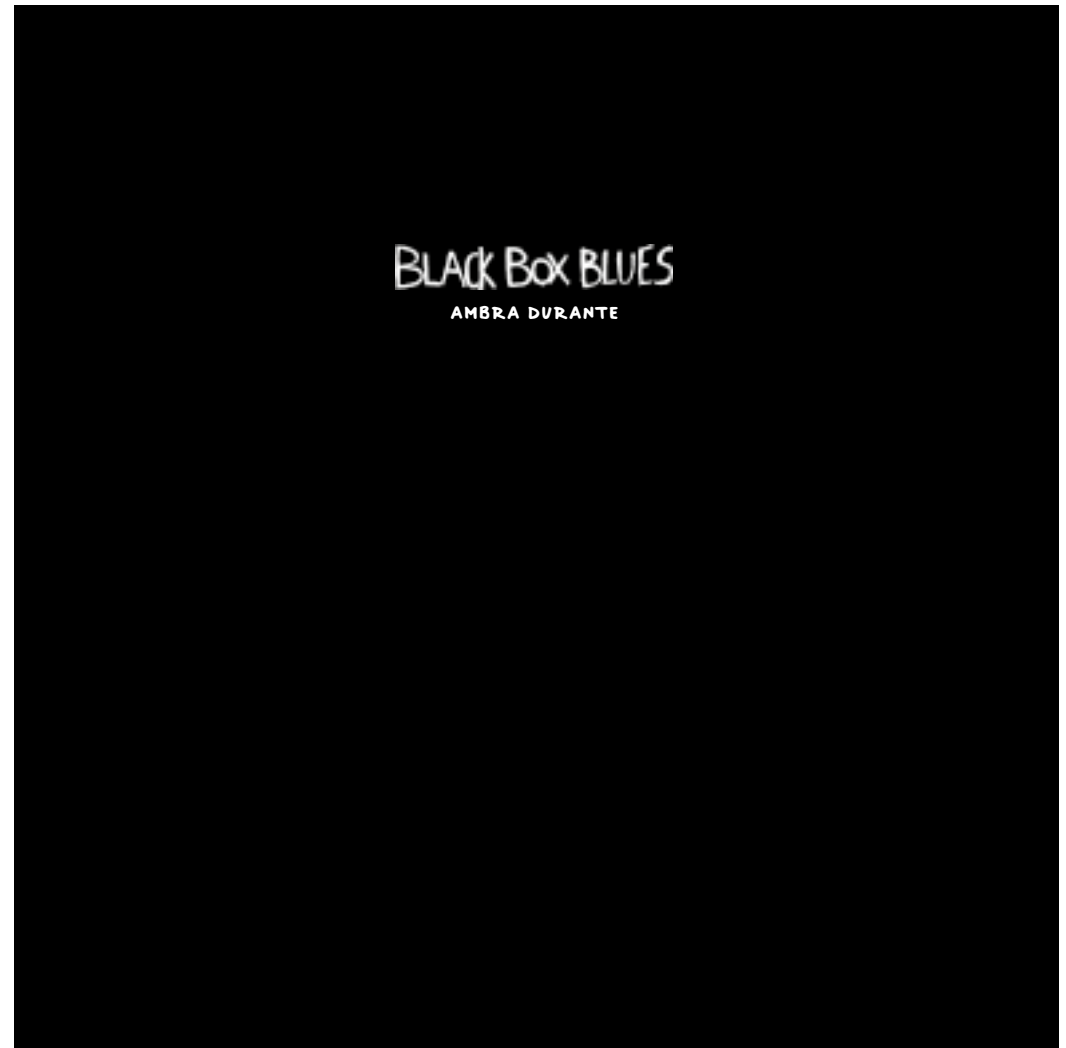
Was für ein Debüt!

Ambra Durante, eine zum Erscheinen des Buches knapp 20-jährige Autorin nimmt sich ein Thema vor, das sie nicht nur mit Worten, sondern auch mit Bildern zu Papier bringt – auf eine Weise, die in ihrer Unkonventionalität und ihrem aus der Wahrhaftigkeit schöpfenden Mut gänzlich ungewöhnlich ist.

Da ist die Dunkelheit im Leben, die manche von uns kennen, die ausläuft und sich über alle Gedanken, alle Gefühle, alles Wollen ergießt und fast noch die Wünsche verschattet. Wie lässt sich über dieses so schwer Fassbare schreiben? Ambra Durante ist es gelungen. Sie schreibt nicht nur, sie zeichnet, wo sie an die Grenzen des Sagbaren kommt, sie zeichnet, um Schweres leicht zu machen, sie zeichnet, um dem Text die Konkretion der Bilder als Halt zu geben. Inmitten der Sprachlosigkeit findet sie eine einfache, manchmal verspielte, zumeist gänzlich schnörkellose Sprache, um alle Kreise dieser Dunkelheit zu durchlaufen, von der Traurigkeit bis zum Gefühl des aus der Welt Gestoßenseins. Und vielleicht, so überlegt die junge Autorin, ist all dies auch nur der gewöhnliche Prozess des Erwachsenwerdens. Ja, vielleicht ist es so. Nur, dass wir alle ihn immer wieder durchlaufen und so alt wir werden, offenbar doch nicht das Erwachsenwerden erreichen, welches uns feien würde vor den uns überfallenden Dunkelheiten. Ljudmila Ulitzkaja beschreibt diesen Prozess in ihrem Aufsatz »Die Sekunde vor dem Aufwachen« als einen täglichen wiederkehrenden: »Der Abend ist viel klüger – im Laufe des Tages hast du dich an die kleinen Rauheiten gewöhnt, hast gelernt, unebene Vorsprünge zu umgehen, deinen ungelenkten Körper nicht an spitzen Gegenständen zu verletzen, die eigens dazu da sind, deine empfindlichsten Stellen zu treffen.« In der Sekunde vorm Aufwachen aber, schreibt sie, fällt sie jeden Morgen wieder in den Spalt voll schwarzen Wassers um »bei genauerem

Ambra Durante wurde 2000 in Genua geboren und lebt seit 2007 in Berlin, wo sie jetzt Filmwissenschaften an der Freien Universität Berlin studiert. Ausgestellt wurden ihre Zeichnungen 2021 erstmalig in der Berliner Galerie Friese. *Black Box Blues* (2020) ist ihr erstes Buch. Im Jahr 2022 wurde *Black Box Blues* für die Bühne adaptiert und in Hamburg uraufgeführt.

Einfühlen [festzustellen], dass nicht du in den Spalt geraten bist, sondern dass dein Körper dieser Spalt ist«. Die mit der Black Box, dem Blues verbundenen Körperwahrnehmungen vor allem sind es, die die Lektüre von Ambra Durantes Buch so unvergesslich machen. Denn mit dem Körperlichen sind auch die anrührenden Rettungsversuche verbunden, der Trost des Unmittelbaren, Überraschenden, der Trost der Lebendigkeit vor allem, der sich auf den Leser überträgt. Man wendet die Seiten und das Buch hält neue Überraschungen in Bild und Text bereit, schlägt Haken, ruht aus, sammelt Kraft und schafft das, was nur dem Baron von Münchhausen gelang, sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zu ziehen. Wobei der Vergleich hinkt, denn was dem Baron nur in der Lüge gelang, schafft Ambra Durante durch Ehrlichkeit. Sie blickt so schonungslos und unerschrocken in die Black Box, das diese sich erhellt wie ein nächtlicher Weg, nachdem die Augen sich an das Dunkel gewöhnt haben und beginnen, im Mondlicht gut zu sehen. Die Helligkeit in der Black Box aber ist keine andere als die kreative Energie, die Triebkraft der Lebendigkeit. »Wer auf sein Elend tritt, steht höher«, schreibt Friedrich Hölderlin im *Hyperion*. Die Freiheit, mit der es Ambra Durante gelingt, sich dem Druck des Namenlosen zu entziehen, ist das Zeichnen und das Schreiben. Ähnlich wie bei der jungen Charlotte Salomon, die mit ihrem Werk »Leben? Oder Theater?« eine singuläre Symbiose von Bild und Text gelang, ist das Debüt von Durante ein Wurf von seltener Treffsicherheit. Beide Talente der Autorin und Zeichnerin sind in *Black Box Blues* ebenso untrennbar wie wechselseitig fruchtbar mit einander verbunden und so bedrückend das Thema ist, über das Durante schreibt, so gestärkt hinterlässt das Buch den Leser, denn dieses Buch ist ein dem Treibgut der Haltlosigkeit abgerungener fester Grund, in dem ein junger Mensch beschlossen hat, jenseits literarischer Konventionen alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel zu verwenden, um etwas zu schaffen, das besteht. Ich gratuliere Ambra Durante im Namen der Jury sehr herzlich zu ihrem Buch und zum Anke Bennholdt-Thomsen-Förderpreis. Wir freuen uns auf alles Weitere von ihrem Schreib- und Zeichenstift!



AMBRA DURANTE

aus: Black Box Blues

FÜR K.

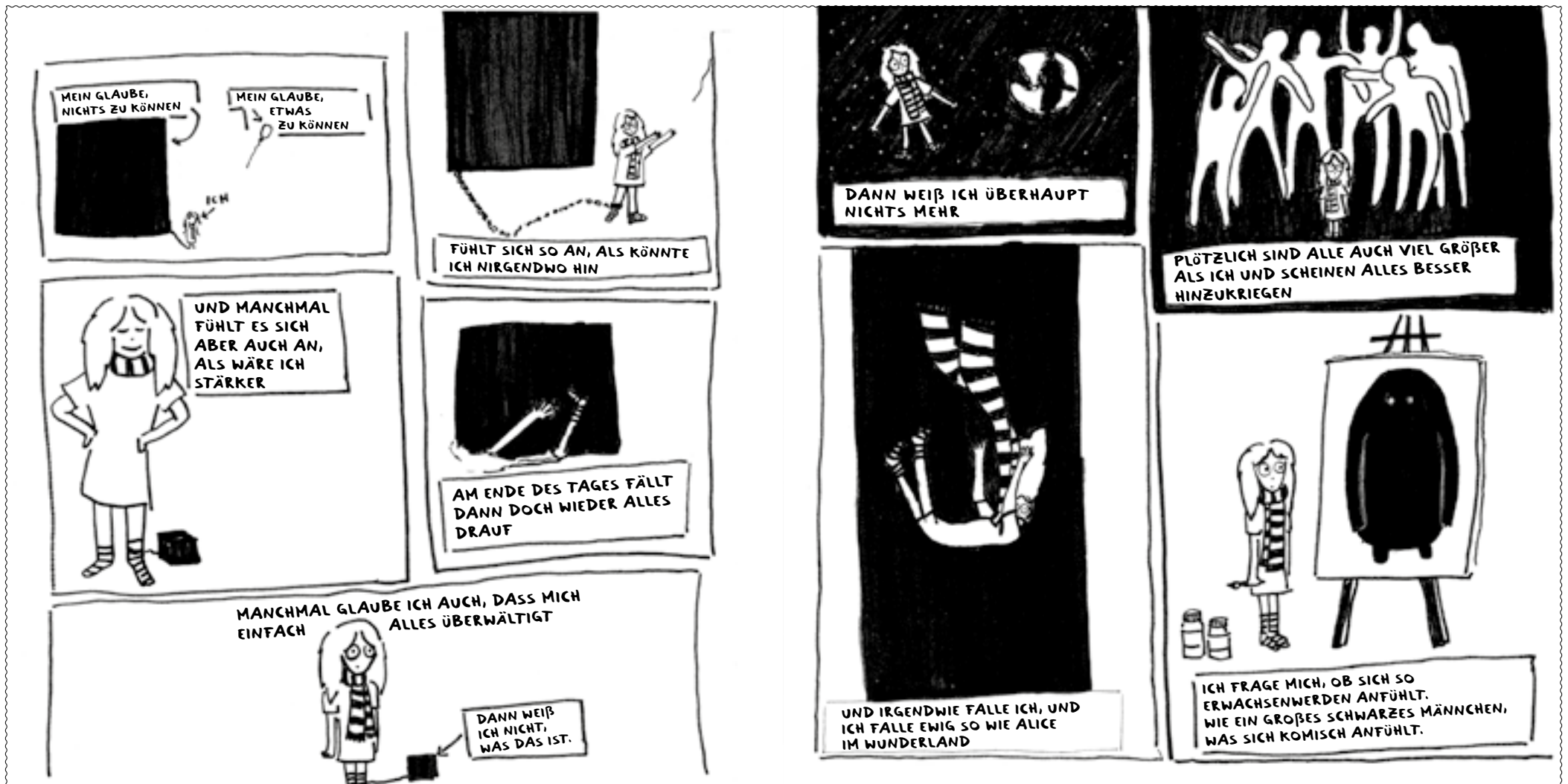


BLACK BOX BLUES

AMBRA DURANTE



WALLSTEIN VERLAG



WER WEIß SCHON, WAS SICH KOMISCH FÜHLEN BEDEUTET?



IMMER WENN DIESE GANZEN GEDANKEN IN MEINEN KOPF SCHIEßEN, DANN SETZ' ICH MICH HIN UND ZEICHNE



DENN DANN ENTSTEHT EINE WELT, DIE ICH VIEL MEHR MAG, WO MAN WAHRSCHEINLICH NICHT SO LEICHT ERWACHSEN WIRD.



ALLES, WAS MIR IN DIE HÄNDE FÄLLT, WIRD VOLLGEZEICHNET



FLASCHEN TÄSCHEN TASSEN T-SHIRTS

AM LIEBSTEN ZEICHNE ICH AUF DIE ARME UND HÄNDE VON MENSCHEN, DIE ICH MAG



DAS IST EINE ART, GEDANKEN ZU ZEIGEN, OHNE REDEN ZU MÜSSEN.

WENN ICH NICHT AUFPASSE, DANN AUCH TISCHE



DAMALS IN DER SCHULE FAND MAN DAS NICHT SO TOLL

ICH GEBE IHNEN SOZUSAGEN MEINE WELT IN DIE HAND



UND FREU' MICH IMMER SEHR, WENN ES IHNEN GEFÄLLT, WAS ICH KRITZELE



MANCHMAL ERZÄHLEN MIR FREUNDE, DASS SIE AUF DIE ZEICHNUNGEN ANGESPROCHEN WURDEN UND ES VIELEN GEFIEL.



DANN HABE ICH MOMENTE, WO ICH GLAUBE, ICH KÖNNTE JA WAS DAMIT ANFANGEN

Quellennachweise

Ambra Durante: Black Box Blues. Wallstein Verlag: Göttingen 2020 – S. 1-4.

Jan Kuhlbrodt: »Schäfer«, aus: Die Rückkehr der Tiere. Verlagshaus Berlin 2020 – S. 121-127.

Julia Schoch: Das Vorkommnis. Roman. dtv: München 2022 – S. 77-82.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung der dtv Verlagsgesellschaft, des Verlagshauses Berlin und des Wallstein Verlags sowie der Autorinnen und des Autors.

Impressum

Herausgeber und Redaktion: Deutsche Schillerstiftung von 1859

Erscheinungsjahr: 2023

Erscheinungsort: Weimar

Druck: Buch- und Kunstdruckerei Keßler GmbH, Weimar

Typografie: Ricarda Löser, Ph.D. | www.ricarda-loeser.de

Die Deutsche Schillerstiftung von 1859

Gegründet 1859 mit dem Zweck, unverschuldet in Not geratene Schriftsteller und ihre bedürftigen Familien zu unterstützen, sieht die Deutsche Schillerstiftung von 1859 ihre Aufgabe heute in der Förderung und Unterstützung deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind. Diese erfolgt durch die Verleihung von Ehrengaben und den unregelmäßig verliehenen »Schiller-Ring«.

Dr. Manfred Jahrmarkt-Stiftung

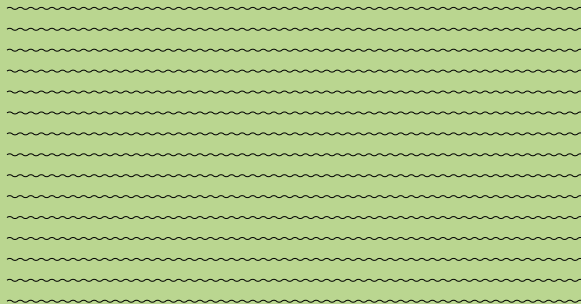
Die in der Trägerschaft der Deutschen Schillerstiftung von 1859 errichtete, unselbstständige Stiftung wurde 1997 von dem Autor und Verleger Dr. Manfred Jahrmarkt gegründet, um deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu unterstützen, die durch ihre künstlerische Leistung hervorgetreten sind.

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung

Die Anke Bennholdt-Thomsen-Stiftung wurde im Jahr 2008 von Dr. Alfredo Guzzoni unter dem Dach der Deutschen Schillerstiftung ins Leben gerufen. Zweck der Stiftung ist die Förderung von Kunst und Kultur auf dem Gebiet der deutschsprachigen Lyrik. Der Preis zeichnet ausschließlich durch ihre künstlerische Leistung hervorgetretene Lyrikerinnen aus.

Die Kester-Haeusler-Stiftung

Die gemeinnützige Kester-Haeusler-Stiftung mit Sitz in Fürstenfeldbruck/München fördert selbstsatzungsgemäß Wissenschaft, Forschung und Kultur. Sie wurde 1988 zur Erinnerung an Generalmajor Caspar Haeusler (Mitglied des Reichstages 1907-1918) und dessen Ehefrau Therese, geb. Kester, von den Töchtern Gabriele und Mirjam Haeusler ins Leben gerufen. Mit der Dotierung einer Ehrengabe unterstreicht die Kester-Haeusler-Stiftung ihr breites kulturelles Engagement, insbesondere zur Förderung der deutschsprachigen Literatur.



Deutsche Schillerstiftung von 1859
Stadtschloss Burgplatz 4
99423 Weimar
Web: www.schillerstiftung.de
E-mail: info@schillerstiftung.de

Vorstand
Dr. Madeleine Brook, stellv. Vorsitzende (Marbach/N.)
Carsten Klever (Weimar)

Vorsitzender des Kuratoriums *ad interim*
Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Karlsruhe)

Sprecher der Jury
Hubert Spiegel (Frankfurt/M.)

Spendenkonto
Deutsche Bank
BIC: DEUTDEBERF
IBAN: DE25 8207 0024 0292 8646 00
